Den Schwestern vom hl. Herzen in N. aus Dankbarkeit.

Eine arme Familie, schuldlos in Not, — Sitzt in der Stube bei trockenem Brot. — Der Vater, ein Angestellter gar, — Schon monatelang ohne Arbeit war. — Er ist gelaufen, hat viel geschrieben — Und ist trotzdem ohne Arbeit geblieben. — Vergebens sein' Müh'n, die Schreiberei, — Es fand sich nirgends ein Plätzchen frei. — Er sinnt und sinnt, um ihn die Kleinen — Sehen schon wieder die Mutter weinen. — Sie sagt mit tränenumflorten Blick — Zum Manne: „Versuche doch heut' mal dein Glück. — Ich halte das so nicht länger aus, — Die Not guckt aus den Augen heraus, — Die Kleinste klaget immerzu, — Ihr sind zu eng das eing'ge Paar Schuh, — Der Junge, das arme Fritzchen klein, — Hat keine Strümpf' und kein Hemdelein. — Der Mann nimmt seinen Hut und geht, — Verzweiflung ihm im Auge steht. — Er läuft noch mal von Tor zu Tor, — Man weist ihn ab, läßt ihn nicht vor. — Zur Kirch' er geht in seiner Not — Und betet: „Herr, gib' uns doch Brot, — Leg' Arbeit mir in meine Hände, — Kann das nicht sein, den Tod mir sende, — Ich kann den Meinen nur zum Leben — Das Nötigste noch nicht mal geben, — Ich habe keine Freundeshand, — Die je den Weg zu mir mal fand." — Dann stellet er sein Beten ein, — Und wie er kommt zu Haus herein, — Sagt seine Frau: „Komm doch mal seh'n, — Ein wahres Wunder ist gescheh'n — Die Schwestern . . . . wer hätte das gedacht — Haben uns eine Freude gemacht." — Er sieht und staunt, beißt auf die Zähne, — Aus seinem Auge quillt 'ne Träne, — Er dankt, den Blick zum Himmel gewandt, — Seinem Schöpfer, der den Retter gesandt. — Den Retter, die Schwestern vom hl. Herzen, — Die zu lindern wissen so manche Schmerzen. — Und hatte er alles schon aufgegeben, — Jetzt hatte er wieder Mut zum Leben. — Für's erste war ihm geholfen schon, — Nun hofft er auch wieder auf Arbeit und Lohn. — Geb' Gott, es möge ihm endlich gelingen, — Recht bald eine Stelle sich zu erringen. — Tags darauf zur Schwester Oberin, — Lenket er seine Schritte hin — Und spricht: „Wie soll ich Ihnen danken, — Ihr pfleget hier so manchen Kranken, — Daß ihr auch Armen helft, indessen, — Das werde ich euch nie vergessen.

Der Schwester wurden die Augen rot, — Als sie las im Gesichte des Mannes Not, — Dessen innigen Dank sie kaum versteht: — War es doch nur ein kleines Paket — Das eine Schwester ins Haus getragen. — Und als sie nun mit einigen Fragen, — Von der ganzen Lage Kunde erhalten, — Da legte sich ihre Stirne in Falten — Wie bei jemand, der grübelt und denkt und sinnt — Wie hier er nur einen Ausweg gewinnt, — Freundlich schickt sie den Mann nach Haus, — Dann aber geht sie bald selber hinaus — Und wie sie zurückkommt nach einigen Stunden — Da hat sie für den Mann eine Stelle gefunden. — Wer mag beschreiben nach all dem Leide — Der armen Familie Glück und Freude!

N. N.

Ein bischen Zorn.

Die Witwe Müller hatte einen Buben. Er war ein prächtiger Kerl. Augen hatte er wie Feuerkohlen und Muskeln an seinem dünnen Arm, wie von Stahl. Beim Turnen macht er am Reck den Riesenschwung und lacht, wenn der Lehrer ihm helfen will. Flink ist er, wie eine Katze; er klettert auf die höchsten Bäume, und ich glaube, es wär' seine größte Freude, wenn der Dachdecker, der oben in der Höhe das Turmdach der Kirche ausbessert, ihm erlaubte, auf die Leiter zu treten und sich oben hoch, wo der Hahn steht, auf das Kreuz zu stellen. Aber die Ader auf seiner Stirne deutet doch auf etwas, was nicht gut ist.

Er konnte heute in der Schule seine Lektion nicht. „Emil", sagte der Lehrer, „du kommst heute nachmittag um 5 Uhr zu mir, um sie aufzusagen." Der Bube setzt sich mit einem blutroten Kopf; an den Lehrer wagt er sich nicht, aber da sein Nachbar das Gesicht ein wenig verzieht, als wenn er ihn schadenfroh auslachen wollte, stößt er dem mit der Faust in die Seite, daß das schwächliche Kerlchen aus der Bank kollert. Darauf hat des Lehrers Rietstock ein kräftiges Wörtchen mit dem Emil gesprochen.

Wer um 5 Uhr nicht kam, war der Emil. An seine Stelle aber kam um 7 seine Mutter, um den Lehrer zur Rede zu stellen. „Den ganzen Nachmittag sitzt der Emil daheim und heult." „Lassen Sie ihn nur heulen, liebe Frau. Erst heult er wahrscheinlich aus Zorn, später vielleicht, weil er sich schämt, und wenn zuletzt ihm gar die Tränen kommen, weil er einsieht und bereut, daß er Unrecht getan, dann ist sein Heulen ihm zum Heile."

„Aber was hat er Ihnen denn getan, daß Sie ihn so hart behandeln?" „Mir hat er nichts getan, aber den kleinen Karl hat er wüst gestoßen und frech aus der Bank geworfen. Dafür hatte er Hiebe verdient und sie auch bekommen, noch mehr aber, weil er im Begriffe steht, sich an einen bösen Herrn zu verkaufen, und wenn er dessen Knecht wird, ist euer Emil ein unglücklicher Mensch." „Ich verstehe Sie nicht, Herr Lehrer, wer ist denn der Herr, dem er sich verkaufen will?"

„Das ist der Zorn, liebe Frau, und wenn wir in unserer Erziehung ihm nicht helfen, den zu bändigen, dann wirds schlimm. Da müssen wir beide, Sie und ich, uns Mühe geben, ihn diesem schlimmen Feind aus den Krallen zu reißen. Emil muß den Kopf beugen lernen. Gehts nicht mit Biegen, dann mit Brechen."

Da fängt das Weiblein selber aus Zorn zu weinen an und sagt: „Ja, ich kenne das, weil ich arm und eine Witfrau bin, drum behandeln Sie so mein Kind, wäre es der Sohn von Hofbauer Weber, hätte er wegen der Kleinigkeit keine Schläge bekommen. Lebte mein Mann noch, der würde Ihnen etwas anderes sagen. Wegen so ein bißchen Zorn tun Sie, als wenn mein Emil ein Verbrecher wäre. Mein Junge ist ein guter Junge und nichts laß ich auf ihn kommen." Die Frau hat schon die Türklinke in der Hand, murmelt noch ein paarmal: „Wegen des bißchen Zorn", schlägt die Türe zu und ist davon. Der Emil ist mehrere Tage nicht in die Schule gekommen, bis der Polizeidiener ihn brachte, die Mutter aber sah man lange nicht mehr in der Kirche.

Kaum zehn Jahre waren vorüber, da geht die Mutter Emils einher mit einem verbundenen Kopf. Der herangewachsene Bursche hat beim Kartoffelausmachen im Jähzorn mit dem Hackenstiel ihr auf den Kopf geschlagen, weil sie ihm Vorhaltungen machte, daß er mit der Lenzmarie ginge, von der doch das ganze Dorf wüßte, daß die kein braves Mädchen sei.

Und warum geht die Mutter jetzt erst die Milch und das Brot in der Nachbarschaft holen, wenn's dunkel ist? Sie schämt sich, denn der Emil sitzt im Gefängnis, weil er im Roß im Jähzorn Streit angefangen und mit einem Stuhle seinen besten Freund hat zu Boden geschlagen.

Und warum werden der Witwe Augen nicht mehr trocken von Tränen? Der Emil war im Manöver. Da stellt ihn sein Unteroffizier zur Rede, weil er so spät in die Kaserne kommt. Da zieht der Emil sein Seitengewehr und versetzt dem Sergeanten einen lebensgefährlichen Stich. Dann flüchtet er über die Grenze und ist als Deserteur nun bei der Fremdenlegion. Und das wegen ein bißchen Zorn. Heute denkt die Mutter anders darüber.

Alle Leidenschaften, nicht bloß der Zorn, auch der Neid, die Habsucht, der Geiz, die Unmäßigkeit, die müssen in ihren kleinen Anfängen beherrscht werden, sonst wachsen sie sich zu schlimmen Verbrechen aus.

Nachtrag.

Ein Jäger ging in Januartagen — Hinaus zum frischen, fröhlichen Jagen. Trari, Trara. — Und wie er schreitet durchs gepflügte Feld — Sein Phylax plötzlich ein Wild ihm stellt. Trari, Trara. — Erschreckt springt aus der Furche ein Häschen auf — Der Jäger schlägt schnell an die Backe den Lauf. Trari, Trara. — Piff! Paff! Da liegt das Häschen im Blut — Der Phylax ergreift es mit kühnem Mut. Trari, Trara. — Und daß sein Herr seine Treue soll loben — Geht er, die Rute steif, die Schnauze erhoben. Trari, Trara. — Und legt dem Jäger das Häschen zu Fuß — Als wollte er sagen: ein feiner Schuß. Trari, Trara. — Der Jäger nimmt's Häschen und risch und rasch — Steckt er es vergnügt in die große Tasch'. Trari, Trara. — Und schreitet weiter, noch mehr der Häschen — Zu werfen tot auf das stumpfe Räschen. Trari, Trara. — Und als er erwogen, daß wohl für heute — Genug er habe an schöner Beute, Trari, Trara, — Da geht er zu dämmernder Abendstund' — Nebenher sein müder, wackerer Hund, Trari, Trara, — Nach Haus in die Küche und sagt: liebe Frau — Da hier einmal in die Jagdtasche schau. Trari, Trara. — Die sieht mit Vergnügen hinein und lacht — Ueber das, was der Mann mit nach Haus gebracht. Trari, Trara. — Sagt dann: den einen, den tu auf die Post — Das gibt in J . . . eine leckere Kost — Schnell gehts von hier über Neuß und Norf — Ueber Worringen—Köln nach . . . dorf. — Aleks' flink seinem Rücken die Adresse auf — Dann nimmt nach J. er den Lauf. — Da kommt soeben der Posthot' herein — Ein weißes Paketchen, was mag das sein? — Mit Kordeln ringsum fest verschnürt — Daß niemand was von dem Inhalt verspürt — Nur unser Spitzchen hebt hoch die Nas' — Und meint mit Recht: das ist ein Has'. — Und wie das Paketchen wir aufgemacht — Da hat uns das Herz im Leibe gelacht — Ein fetter Kerl, auch wenig verletzt — Gelbgrau er aller Augen ergötzt. — Doch keiner kann sagen: Was soll der Haf'? — Wem wird's gebunden auch auf die Nas'? — Doch wie wir öffnen den kleinen Mund — Da hat er darin ein Mällchen rund — Von weißem Papier, drauf steht geschrieben — Schad', wenn es uns wär' verborgen geblieben — Der Has' ist für Sie, Herr N., geschossen — Er werde von Ihnen in Freude genossen — Zuerst aber sage ich Ihnen ganz offen — Daß wir die strengste Diskretion erhoffen — Wenn wir bescheiden den Grund Ihnen nennen — Warum wolls' der Hase nach J. rennen — Meine Meta ist die Freundin der Martha Heister — Der Tochter des Städtchens Bürgermeister — Sie war in Pension, und weil nicht dumm — Hat sie aus der Geschichte mit Herrn Schiblibum — Erkannt, Sie wären der rechte Mann — Was keiner sonst so leicht wohl kann — Das brächten Sie fertig mit Ihrer Feder — Daß auch sie, unsere kleine Meta Weber — In nicht gar zu lang andauernder Zeit — Von einem braven Mann würd' gefreit — Es braucht' nicht gerad' ein Referendar zu sein — Ein Diplomingenieur ja auch wäre fein. — Nun bittet uns're Meta Sie ganz ergebenst — Ich hoffe, sie tut es nicht vergebens — Sie möchten doch einmal auf die Suche gehn — Und um sich für sie nach 'nem Bräutigam sehn — Damit um so lieber Sie daran denken — Möcht' heute sie Ihnen den Hasen schenken — Er ist ja zu groß, ihn ganz zu verzehren — Sie wollen darum Ihre Köchin belehren — Den Rest ins verschlossene Gläschen zu tun — Dort kann er so lange schlafen und ruh'n — Bis kommt auf einmal zum Fragebesuch — Der Diplomingenieur, und dann im Flug — Nimmt man aus dem dicht verschlossenen Gläschen — Als leckeren Bissen das feine Häschen — Und wenn Sie bei ihm und einem Gläschen Wein — Ich weiß, Sie verstehen das wunderfein — Uns're Meta dem jungen Herrn anbringen — Ich bin überzeugt, es wird auch gelingen — Im Voraus ist dann schon der Herr von der Feder — Zur Hochzeit geladen der Meta Weber. — Und fällt die Hochzeit in den Januar — Dann soll'n Sie auch weiter in jedem Jahr — An dem Tag ein feines Häschen erhalten — Mög' alles sich dann zum Besten gestalten! Hochachtungsvoll ergebenst

N.N., 13. Januar 1925 Frau Paula Meier.

Brockensammlung.

Aus Gemünd 20 M. — Zum Troste der Verstorbenen 3 goldene und ein silberner Ring. -

Theologenpfennig.

Aus der Eifel 10 M.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 6. Sonntag, 8. Februar. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 8. Februar: Joh. v. M.
Montag, den 9. Februar: Apollonia.
Dienstag, den 10. Februar: Scholastika.
Mittwoch, den 11. Februar: Desiderius.
Donnerstag, den 12. Februar: Eulalia.
Freitag, den 13. Februar: Gregor II.
Samstag, den 14. Februar: Valentin.

Sonntagslesung.

Der Hausvater im heutigen Evangelium verspricht den Arbeitern ihren Lohn und nach getaner Arbeit zahlt er ihn pünktlich aus. Das ist ein schönes Beispiel für alle Arbeitgeber. Die Wirtschaftsfragen gehören unter den heutigen Verhältnissen zu den schwierigsten, die es gibt. Der Arbeiter sagt: „Ich kann mit meiner Familie nicht leben, muß größeren Lohn haben", die Kaufleute und Industriellen sagen: „Wir können ihn nicht erhöhen, oder wir ruinieren unser eigenes Geschäft, unsere Fabrik und dann habt ihr keine Arbeit und gar keinen Lohn." Das Verständnis und den Ausgleich zwischen diesen verschiedenen Meinungen kann auf der einen Seite nur eine größere Zufriedenheit, auf der anderen nur eine größere Liebe schaffen. Wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht das Leben mit seinen Sorgen unter einem höheren Gesichtspunkte auffassen und denken, daß ein voller Ausgleich und ein volles Verständnis für menschliches Schicksal uns für den Himmel aufgespart ist, werden sie nie zum Frieden gelangen.

Der Hausvater zahlt am Tagesende nach getaner Arbeit pünktlich den Lohn. Das sollten doch alle tun, wenn ihnen die Rechnung präsentiert wird. Sie sollten nicht vergessen, wie sehnsüchtig vielleicht zu Hause Frau und Kinder auf die Mark warten, die der Vater mit nach Hause bringt. Daß schon ist ein schöner Zug der Liebe der Besitzenden, sich nur hineinzudenken in die oft so traurige Lage derjenigen, die bei ihnen Arbeit taten.

Heiligung der täglichen Werke.

VI.

Von der Entheiligung der Sonn- und Festtage.

Es ist sehr zu beklagen, daß vielfach die Sonn- und Festtage so wenig gottselig zugebracht werden, noch weit mehr aber, daß so viele Christen die Tage des Herrn geradezu entheiligen und schänden, indem sie sich eben an diesen Tagen in alle Ausgelassenheiten und verbotenen Gelüste stürzen. Solche Werke, an Sonntagen ausgeübt, sind noch viel strafwürdiger, als wenn sie an Werktagen geschehen würden. Denn da der Christ am Sonntag Gott besonders ehren und die Sünde sorgfältigst meiden soll, so ist es eine größere Bosheit und Verkehrtheit, das gerade Gegenteil von dem zu tun, was Gott am Sonntag getan haben will. Wo es dem Satan gelingt, das katholische Volk zur Sonntagsentheiligung fortzureißen, da hat er gewonnenes Spiel. Fliehe deshalb, mein Christ, so viel du kannst, die ruchlose Sonntagsschändung, denn:

1. Sie reizt Gott zum gerechten Zorne. Gott eifert für die ihm gebührende Ehre. Er befiehlt ausdrücklich, daß wir ihm diese Ehre als Tribut unserer Unterwürfigkeit besonders an den heiligen Tagen erweisen. Wenn du nun aus den heiligen Tagen Tage der Sünde machst, ist das nicht eine Art von Gottesraub? — Wenn alle schweren Sünden den Zorn Gottes erregen, könnte wohl Gott jene ärgerlichen Ausgelassenheiten und groben Missetaten, die an Sonn- und Festtagen geschehen, ungeahndet lassen? Ganze Dörfer, Städte und Länder hat der Fluch des Herrn schon getroffen, weil sie die heiligen, Gott geweihten Tage schändeten.

2. Sie betrübt die Kirche. Viele Gläubige würden fromm und unschuldig bleiben, wenn kein Sonn- oder Feiertag wäre, da sie an Werktagen ihrer vielen Arbeiten wegen keine Zeit finden, der Sünde zu dienen. Aber an den Gott geweihten Tagen, an welchen die knechtlichen Arbeiten unterbleiben, will es das Ansehen gewinnen, als ob alle Gebote aufgehoben wären, man tut, was Mutwille und Frechheit nur immer eingeben.

Das ist es, was die Kirche besammert, und die wahre Religion ihren Gegnern oft verächtlich macht. Denn welcher Greuel ist es, sehen zu müssen, daß die heiligsten Tage des Christentums bei gar vielen von den heidnischen Festen sich sehr wenig unterscheiden, daß nur allzuviele an diesen Tagen statt dem Gottesdienste und ihrem Seelenheile abzuwarten, der Unmäßigkeit, der Schwelgerei und noch Schlimmerem fröhnen und so ihre Seele im tiefsten Schlamme herumziehen? Sollte die Kirche nicht jammern, wenn sie so unverantwortliche Greuel an heiligen Zeiten sehen muß!

Uebungen.

1. Entsage an diesen Tagen der Hoffart und der Kleiderpracht. Es ist zwar löblich, daß man Gott zu Ehren an diesen Tagen die Feierkleider anziehen. Aber das ist ein beklagenswürdiger Mißbrauch, daß so viele, besonders aus dem weiblichen Geschlechte, an heiligen Tagen sich ganz auffallend herausputzen und in prächtigen, ja frechen Kleidern aufziehen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen oder gar der Unschuld Schlingen zu legen. Diese vereitelten Weltseelen kommen nicht in die Kirche, Gott anzubeten, sondern um sich selbst als Götzen aufzustellen und sich anbeten zu lassen. Schamlose Kleidung bleibt schamlos auf Tanzplätzen und Theatern, welchen Namen aber verdient sie, wenn sie sich an das Haus Gottes wagt? „Der schönste Festanzug ist ein reines Gewissen."

2. Vermeide an den gottgeheiligten Tagen die Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Die Unmäßigkeit ist zwar einem Christen stets ärgerlich, am ärgerlichsten aber an Sonn- und Festtagen. Ach, wie viele gibt es, die an Orten, wo die Polizei nicht einschreitet, schon am Vormittage unter der Predigt und dem Amte die Wirts- und Schenkhäuser aufsuchen, andere sitzen den ganzen Nachmittag bei Speise und Trank, nicht wenige aber zechen bis in die tiefste Nacht unmäßig fort, unbekümmert, ob Weib und Kind daheim auch nur ein Stücklein trockenes Brot haben. Wie ganz anders begingen die ersten Christen ihre Sonn- und Festtage, zwar auch in Heiterkeit und Freude, aber sie freuten sich im Herrn; sie aßen und tranken und waren fröhlich miteinander, aber in allem herrschte Zucht, Ehrbarkeit und Mäßigkeit.

3. Hüte dich an diesen Tagen vor der Unlauterkeit und allem, was dazu führt. An gottgeweihten Tagen insbesondere werden ärgerliche und verderbliche Bekanntschaften angefangen und unterhalten, die ungezogene Jugend findet eine erwünschte Gelegenheit, an Orte und in Häuser zu kommen, wo die Begierlichkeit Befriedigung und die Unschuld ein sicheres Grab findet. Ach, wie oft müssen gewisse Feste und Feierlichkeiten zum Deckmantel der Sünde werden?

4. Drum fliehe alles, was an sich sündhaft ist, oder zur Sünde verleitet. Die beste Heiligung der Sonntage besteht darin, daß man sich vor der Sünde hütet. Alle Gebete und Andachten verlieren ihre Kraft, wenn sie nicht mit reinem und treumütigem Herzen verrichtet werden. Jene Tage können unmöglich „heilig" genannt werden, die man nur zur Vermehrung und Beleidigung Gottes verwendet. Gott hat sich schon lange gegen die sündhaft zugebrachten Sonn- und Feiertage erklärt, wenn er bei dem Propheten sagt: „Ich hasse eure Festtage und habe sie verworfen."

5. Geh an diesen Tagen nicht immer zum Tanz. Der Tanz ist und bleibt zum mindesten ein gefährliches Ver-

gnügen. Die tägliche Erfahrung zeigt, wie leicht die unbesonnene Jugend auf den Tanzböden sittlich zu Grunde gerichtet wird. Wie viele junge Leute beiderlei Geschlechts setzen eine Ehre darein, ganze Nächte in möglichster Ausgelassenheit zu durchtoben, sich alle Freiheiten zu erlauben, der Unmäßigkeit zu fröhnen, erst gegen Morgen heimzugehen. Und Eltern bringen es über sich, ihre Söhne und Töchter so augenscheinlichen und schweren Gefahren ohne Aufsicht zu überlassen. Ach, wie viele Verführer und Verführerinnen erscheinen auf den Tanzböden, und wie manche Unschuld ist hier zu Grabe getragen worden — an Sonn- und Feiertagen, die zu ihrer reineren Entfaltung, Kräftigung und Vervollkommnung eingesetzt sind.

Beispiel.

Ein Richter in England, namens Holt, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Standes, hatte in seiner Jugend das Unglück, in Gesellschaft schlechter Leute zu geraten, welche Religion und Tugend verachteten. Hauptsächlich luden sie dadurch eine große Schuld auf ihr Gewissen, daß sie den Tag des Herrn auf die unverantwortlichste Weise entheiligten, und statt den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, sich in Wein- und Bierhäusern umhertrieben, durch Spiel und andere für Geist und Herz Verderben bringende Dinge den Tag verschwendeten und abends meistens betrunken nach Hause kamen. Eines Tages geschah es, daß Holt sich genötigt sah, einen Mann, in welchem er einen alten Trink- und Spielkameraden erkannte, zum Tode zu verurteilen. Der Anblick dieses unglücklichen Menschen ergriff sein Gemüt, und da der Richter selbst einst in Gefahr gewesen war, ein schlechter Mensch zu werden, so fragte er diesen, der vor ihm stand: „Sage mir, wo sind denn deine übrigen Jugendfreunde geblieben?“ Der Unglückliche antwortete: „Ach, außer Ihnen, mein Herr und mir ist kein Einziger mehr übrig, der nicht unter dem Schwerte der strafenden Gerechtigkeit gefallen oder sonst eines gewaltsamen Todes gestorben wäre.“ Der Richter seufzte tief gerührt und erkannte hierin, wie verderblich böse Gesellschaften — besonders für die Jugend sind, und welche schrecklichen Folgen die Vernachlässigung des Besuches der öffentlichen Gottesdienste und die Entheiligung der Sonn- und Feiertage mit sich bringt, indem daraus Verachtung gegen die Religion und endlich die schändlichsten Laster hervorgehen.

Zum heutigen Evangelium.

Es empfing Jeder einen Zehner. Immer will es manchem beim Anhören des heutigen Evangeliums schlecht in den Sinn, daß die, welche nur eine Stunde im Weinberg gearbeitet hatten, gerade so viel bekamen, wie die, welche die Last und Hitze des Tages getragen hatten. Man bedenkt nur nicht, daß die, welche noch in der 11. Stunde angeworben wurden, keine Faulenzer und Müßiggänger waren, denn auf die Frage: „Warum steht ihr hier den ganzen Tag müßig?“ konnten sie die Antwort geben: „Es hat uns niemand gedungen.“ Glaubt man denn nicht, daß dieses aussichtslose Warten auf Arbeit den ganzen Tag das schwerste Opfer für die armen Männer war, schwerer als die Arbeit derer, die schon morgens gleich zur Arbeit zogen und ihren Tagelohn sicher hatten? Arbeit haben ist Freude, Nichtarbeiten können großes Leid. Die Arbeit im Weinberg mußte getan werden, sonst gabs keinen Ertrag und die Voraussicht des guten Ertrages gab ja doch dem Hausvater auch nur die Möglichkeit, die von anderen getane Arbeit nach Gebühr zu lohnen. War es denn da von ihm ein Unrecht, wenn er glaubte, bei den Längstarbeitenden voraussetzen zu dürfen, indem sie auf einen über den ausbedungenen hinausschreitenden Lohn zum Besten ihrer Mitbrüder, die arbeiten wollten, aber nicht, wie sie in der glücklichen Lage waren, Arbeit zu finden, verzichteten, daß sie in brüderlicher Liebe für diese Lohnverteilung Verständnis haben, ja sich freuen würden, mit ihrer Hände Arbeit für die mit den Lebensunterhalt verdient zu haben, die gerne die Hände rühren mochten, aber nicht konnten, weil sie keine Arbeit gefunden. Kam noch dazu, daß diese bei ihnen aufsteigende Unzufriedenheit nur allein darin ihren Grund hatte, daß sie das Mehrbekommen sonderbarer Weise als Verdienst beanspruchten, weil die Güte des Hausvaters den andern, ohne erstere zu schädigen, etwas gab, was sie sich ohne eigene Schuld nicht hatten verdienen können. Der Neid machte sie habsüchtig. Sicher wäre bei Arbeitern von solcher Gesinnung die Erwerbslosenfürsorge nicht gut aufgehoben gewesen.

„Warum ist dein Auge neidisch, weil ich gut bin“, sagt der Herr. Ja, wenn der Neid nicht wäre, sondern die Liebe und Güte herrschte, es sähe anders aus in der Welt. Die Liebe nur verwandelt das eigene in solidarisches Interesse.

Religion und Edelsinn.

„Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der schönste Lebenslauf.“ Vergangene Zeiten kannten keinen anderen Gesichtspunkt, wie diesen, und keine andere Lebensführung, der man Wert beigemessen, als die mit Gott begann und mit ihm aufhörte.

Heute aber schreibt man Bücher vom „Edelmenschen“, über „Charakterbildung“, „Werden der Persönlichkeit“, alles Dinge, die sich doch mit den sittlichen Kräften befassen, ja sie zum eigentlichen Gegenstande haben. Entweder lassen viele solcher Bücher die Religion ganz als bildenden Wertfaktor aus dem Spiele oder wollen ihr nur als Gefühl für etwas Höheres eine Stellung geben und einen Einfluß zugestehen.

An die Stelle der religiös fundierten Moral hat man die soziale Ethik gesetzt, die absieht von Gott und ohne ihn das Wohl der Menschheit fördern und sicherstellen zu können glaubt. Man hat das Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten, das der göttliche Heiland in ein Gebot zusammengefaßt, getrennt und läßt nur den zweiten Teil gelten, hat die drei Gebote der ersten Tafel ausgeschaltet mißt nur den sieben von der zweiten Tafel noch einige Bedeutung bei, ohne zu bedenken, daß mit dem Aufgeben der Gottesliebe man der Nächstenliebe nicht bloß Grund und Boden nimmt, sondern sich zugleich auch der Kraft begibt, der leidenschaftlichen Selbstsucht und dem alles ergreifenden Egoismus Schranken setzen zu können. Gewiß finden wie in unserem Innern auch eine höhere Natur, eine edle Anlage, aber diesen bessern Teil unseres Wesens besitzen wir doch nicht so fest und so ganz: im Gegenteil, in immerwährendem Ringen und Kämpfen mit unseren ungeordneten Neigungen und Leidenschaften muß diesem besseren Teile zum Siege verholfen werden. Und dieser Kampf ist so schwer, daß, wenn hier nicht höhere Kräfte, Kräfte, wie die Religion sie bietet, uns zu Hilfe kommen, wir unterliegen. Eine Erfahrung, die die edelsten Geister gemacht und verkündet haben.

Nicht nur das irdische Herz des Menschen sehnt sich nach einer Heimat, braucht einen Mittel- und Ausgangspunkt für all sein Streben und Lieben, nein, auch die geistige höhere Natur verlangt nach einem solchen Ruhepunkt ihrer Sehnsucht, nach einem Zusammenhang mit dem Urquell ihres Lebens.

Salomon und Augustinus sind wohl ohne Frage von Haus aus edle Naturen gewesen, aber der erste hat Gott verlassen und der andere erst spät ihn gefunden. Beide aber haben das, was die damalige Kultur an irdischen Lebensgütern und Genüssen zu bieten vermochte, im Vollmaß verkosten können; aber der eine endet mit dem kläglichen Ruf: „Eitelkeit der Eitelkeiten und alles ist eitel“, und der andere beginnt ein neues Leben aus der erfahrungsreichen Kenntnis heraus: „Unser Herz wird nicht ruhig, bis es ruhet, o Gott, in Dir.“

Wenn man heute in der Zeit der Zerrüttung, wo man fast alles von irdischen Interessen beherrscht, von Leidenschaften geknechtet, vom Verlangen nach Genuß und Vergnügen gepeitscht sieht, gleichwohl immer von religiösem Bedürfnis, von religiöser Erhebung spricht, die gar in einem vielgestaltigen Sektenwesen sich Ausdruck verschaffen, so ist das auch in diesen Verirrungen ohne Frage ein Beweis, daß die moderne, die Religion außer acht lassende Aufklärung die Menschen nicht befriedigt. Viele empfinden mit tiefer Bedrängnis, daß in dem allgemeinen Chaos der Meinungen, wo schon der 15-Jährige skeptisch die Pilatusfrage stellt: „Was ist Wahrheit?“ keine große und feste Ueberzeugung mehr möglich ist. Und doch ist ohne tief religiöses Durchdrungensein weder ein Charakter noch ein Edelmensch denkbar.

Das ist die Erfahrung aller Zeiten. Nicht die Vernunft, wie man das so oft behauptet, ist die Feindin der Religion, sondern die Leidenschaften, im geistigen Leben der Hochmut, im leiblichen die Sinnlichkeit. Je mahr man sich im Kampfe gegen diese Leidenschaften übt, desto mehr stärkt sich nicht bloß der Glaube an Gott und eine höhere geistige Welt, sondern auch die Ueberzeugung, daß eben aus dem Reiche der Gnade die Hülfe kommen müsse, die Herrschaft über sich selbst zu gewinnen und ein edler Charakter und tugendhafter Mensch zu werden.

Gegen die Religion kämpfen in der Regel nur Menschen, die oberflächlich in ihrem Denken und niedrig in ihren Lebensanschauungen sind. Je mehr der Mensch sich Mühe gibt, sich selbst, das Leben und die Menschen kennen zu lernen, desto mehr findet er, wie die Religion die Quelle alles Guten und die Macht ist, von der die Menschheit sich nicht lösen darf, will sie nicht ihr Glück, auch ihr irdisches, und den Frieden in sich und mit anderen verlieren.

Der berühmte Afrikaforscher Henry Stanley sagt am Schlusse seines tatenreichen Lebens in seiner Selbstbiographie: „Nur mit religiöser Ueberzeugung können wir einen wirklichen, einen wesentlichen Fortschritt erreichen; sie, die Religion, gibt Mark und Kraft; ohne sie ist sogenannter Fortschritt hohl und ohne Dauer; ohne den Glauben an Gott werden wir auf einem Meere von Ungewißheit umhergeschleudert; denn was ist unsere Erde im Vergleich zu dem ungeheuren Universum von Welten im unendlichen Raum! Ueber all der ungeheuren Weite der Unendlichkeit aber, in der des mächtigsten Menschen Vorstellung nur bis zu einem verschwindend kleinen Bruchteil reicht, waltet der allmächtige, göttliche Geist — ihm wende ich mich zu, der Quelle der höchsten Kraft.“ Stanley hat den dunkelsten Erdteil durchforscht, ist mit Menschen bekannt geworden, die auf der niedrigsten Kulturstufe standen, aber nirgendwo hat er ein Volk gefunden ohne

religiöse Vorstellungen, und zwar solche, die Einfluß auf die sittlichen Anschauungen und Handlungen der Völker hatten.

Glockenansprache.

„Herr Pastor, gebt mir einen guten Rat!“ sprach die Hinterbauers Wittib eines Tages, und der Herr Pastor gab zur Antwort: „Guter Rat ist teuer, aber weil Ihr es seid, sollt Ihr ihn umsonst haben. Redet!“

„Was soll ich tun, Herr Pastor?“ fuhr die selbige Wittib fort. „Soll ich den Knecht nehmen oder soll ich ihn nicht nehmen?“

„Welchen Knecht?“

„Ei, meinen Knecht, den langen Andres!“

„Nun, wenn Ihr den Knecht schon habt, was braucht Ihr Euch denn noch den Kopf zu zerbrechen, ob Ihr ihn nehmen sollt oder nicht?“

„Ach, Herr Pastor, Ihr wisset ganz gut, was ich damit meine. Seht, so eine allein stehende Wittib ist doch nur wie ein niedriger Gartenzaun, über den kann jeder springen. Bedenket das weitläufige Anwesen und lauter fremde Leute drauf! Knecht und Magd tun, was jedes mag; eine arme, schutzlose Frau wird nicht geachtet! Saget, wie soll ich schwache Person da allein fertig werden?“

Die Wittib griff nach einem Zipfel ihrer Schürze von wegen der aufquellenden Tränen; der Pastor sprach: „Ja, wenn es so aussieht, dann tät ich an eurer Stelle den Knecht nehmen.“

Darauf die Wittib: „So habe ich auch schon gemeint. Aber dann denke ich wieder, das Heiraten ist wie ein Lotteriespiel, da sieht niemand hinein, und selten glückt's. Mein Seliger ist freilich ein guter Mann gewesen; aber die Männer heutigen Tags sind anderer Art, wollen den Herrn spielen, kommandieren, in die Wirtshäuser laufen, und die Welt wird ja immer schlechter.“

Und der Pastor: „Hm, da kann ich euch nicht Unrecht geben. An eurer Stelle tät ich also den Knecht nicht nehmen.“

Wieder die Wittib: „Wenn ich aber an meine zwei Buben denke, die mir mein Seliger hinterlassen hat, will mir doch gar bänglich um's Herz werden. Die schießen mit jedem Tage mehr in die Höhe, wie der Salat im Sommer, und sind kaum zu bändigen. Denen bin ich allein stehendes Weib nicht Manns genug, da gehört eine Mannshand hin!“

Und wiederum der Pastor: „Ja, da habt Ihr freilich Recht. An eurer Stelle tät ich den Knecht doch nehmen.“

Nun fing dieselbe Wittib laut zu heulen an: „Ach, meine guten, lieben wilden Buben! Einen Stiefvater soll ich euch in's Haus bringen? Die Schmach soll ich meinen armen Kindern antun? Nein und nimmermehr: Mein Seliger würde sich ja im Grab herumdrehen, wenn ich solches täte, und dann die Leute, was würden die reden!“

Darauf abermals der Pastor: „Da habt Ihr wieder Recht. An eurer Stelle tät ich den Knecht doch nicht nehmen.“

Die Wittib war aber noch lange nicht beruhigt. Nachdem sich die bitterste Tränenflut einigermaßen verlaufen hatte, wollte sie mit einem neuen „Aber“ fortfahren, worauf sich jedoch der Herr Pastor nicht weiter einließ. Er sprach: „Auf die Weise kommen wir an kein Ziel. Wisset Ihr was? Horchet am nächsten Sonntag genau auf die Kirchenglocken, und was die euch sagen, das tut!“

Und mit diesem Bescheide ging die Wittib voll großer Erwartung nach Hause.

Kaum war am folgenden Sonntag der Gottesdienst beendet, als dieselbe Wittib wieder an des Pfarrers Tür anklopfte und schier vor Freude strahlend in die Pfarrstube trat.

„Nun, haben die Glocken gesprochen?“ rief der Pastor ihr entgegen.

„Ein freilich haben sie gesprochen!“

„Und was haben sie gesagt?“

„Nimm den Knecht — — Nimm den Knecht — — Nimm den Knecht — — so hat das Glöcklein in einem fort gesagt!“

„Habt Ihr euch auch nicht verhört?“

„Nein, ganz gewiß nicht, Herr Pastor; ich habe es ganz deutlich vernommen, wie das Glöcklein wohl an die zwanzigmal und mehr gerufen hat: Nimm den Knecht — — Nimm den Knecht — —“

„Was gedenkt Ihr jetzt zu tun?“

„Natürlich nehme ich ihn nun, denn man darf doch einer Glocke nicht widersprechen.“

Und sie ging hin und nahm den Knecht. —

Nach kaum sechs Wochen kam selbige wiederverehelichte Wittib unter vielen Tränen und schweren Vorwürfen wieder zu dem Herrn Pastor und rief ein über das andere Mal: „Ihr habt mir einen schönen Rat gegeben, Ihr! Ja, schönen Rat, schönen Rat!“

Der aber verwies ihr solches strenge: „Hab' ich gesagt: Nimm den Knecht — — oder wer hat es gesagt?“

„Die Glocke,“ schluchzte das arme Weib, „die Glocke hat's gesagt, und die Glocke hat gelogen.“

„Nicht die Glocke hat gelogen, sondern Ihr habt euch selbst betrogen. Ihr solltet hören, was die Glocken sagten, nicht was das einzige Glöcklein spräche, das man beim Erstläuten zieht. Ihr konntet's aber nicht abwarten, bis man zusammen läutete. Beim Zusammenläuten hättet Ihr eine ganz andere Sprache gehört, denn da hätten die Glocken gesagt: Nimm den Knecht nit — nimm den Knecht nit — nimm den Knecht nit! So Ihr ihn aber einmal genommen habt, vertragt euch mit ihm und traget euer Los in Geduld!“ —

Merke: Was ein jeder will, das läuten ihm die Glocken.

Merke abermals: Wenn eine Wittib um Rat fragt, ob sie wieder solle einen nehmen oder nicht, will sie mit Nichten abgeraten haben.

Mundhalten.

Wir wissen, ein wie großer Wert in den Klöstern auf die Uebung des Stillschweigens gelegt wird. Man macht sogar in demselben noch einen Unterschied, man spricht von einer Zeit des gewöhnlichen und des strengen Stillschweigens.

Der Grund zu dieser Forderung liegt schon in den Verhältnissen. Man denke sich eine klösterliche Genossenschaft von 80—100 redseligen Schwestern. Was sollte das geben, wenn man da den ganzen Tag, gleich, wo und wann plaudern dürfte! Das ist ja doch schon auf größeren Büros, weil als Störung der Arbeit nicht gestattet.

Es hat aber das klösterliche Stillschweigen noch einen tieferen Grund. Es fördert die Sammlung und hält die Aufmerksamkeit bei den Dingen, die zu tun sind. Darum legt der hl. Ignatius ja auch einen so großen Nachdruck auf das während der Exerzitienzeit zu beobachtende Stillschweigen.

Noch wichtiger aber, als das Stillschweigen, d. h. das Nichtreden ist die Schweigsamkeit, d. h. jene Tugend, nicht immer alles auszukramen, was man selbst, noch was der Nächste getan hat, nicht immer bei der Hand zu sein, sich selbst zu loben, den Nächsten aber zu tadeln.

Man macht ja im letzteren Falle gleich zwei Unterscheidungen, spricht von Ehrabschneidung, die wirkliche Fehler des Nächsten anderen, ohne daß es nötig wäre, offenbart, und von Verleumdung, die von einem anderen Fehler aussagt, die er gar nicht hat, oder Taten, die er gar nicht begangen. Darüber hinaus übt aber derjenige ein schönes Stillschweigen, der aus Liebe zum Nächsten nicht über dessen Fehler spricht, auch, wenn sie nicht mehr verborgen, sondern aller Welt bekannt sind.

Aber die Leute wollen doch von etwas reden. Das Thema vom Wetter und dem „wie gehts?“ ist bald erledigt, bleibt die Politik und das Geschäft, und da die Politik von Personen und das Geschäft mit Personen gemacht wird, so liegt hier schon ein großes Feld, wo über den Nächsten kann geredet werden. Und dann erst das persönliche Leben mit all den persönlichen Beziehungen in der Gemeinschaft des Familienkreises, der Hausbewohner und der Nachbarn.

Da ist es nun wirklich wie eine Krankheit der Menschen, daß sie sich geradezu gedrängt fühlen, von fremden Fehlern zu sprechen. Oder ist das denn nicht eine gewöhnliche Anklage selbst derer, die öfter, ja alle acht Tage beichten gehen?

Stundenlang können Männer beisammen vor der Schnapskneipe, im Wein- oder Bierlokal sein und über Vorgesetzte, Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Kollegen und Arbeitergenossen nörgeln, kritisieren und raisonnieren. Und wo auf der Straße Freudinnen zusammenstehen und der Faden des Gespräches kein Ende finden kann, kann man da nicht mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß unter 100 Fällen in 99 der gute Nächste in seiner Bravheit geschildert wird? Was dabei herauskommt, ist nicht viel Gutes.

Das Wort Thomas von Kempen hat schon im Allgemeinen seine Wahrheit: Je mehr du unter die Menschen gehst, um so weniger kommst du als Mensch zurück. Und da spricht er noch nicht einmal direkt von der Unterhaltung. Sicher aber ist, wenn bei solchen Zusammenkünften die Gespräche sich um die Fehler des Nächsten drehen, wird man nicht froh. Sicher ging man beruhigter, zufriedener und glücklicher nach Hause, wenn man über den Nächsten etwas Gutes berichtet oder wenigstens über seine Fehler geschwiegen hätte. Liebevolles Schweigen und gütige Worte, das ist wie ein Atmen in reiner, staubfreier Luft.

Ob übrigens durch die Milliarden lieblose und tadelsüchtiger Worte, die sich wie eine Staubwolke täglich auf die Erde legen, etwas besser geworden?

Wir wollen nichts sagen gegen jede ruhige und besonnene Kritik, auch in der Oeffentlichkeit. Wie oft ist sie notwendig, um Zustände zu bessern und tadelnswerte Personen in ihrem Treiben zu hemmen! Aber wo der Neid, der Haß und die Lieblosigkeit, wie es hier so oft der Fall ist, die Luft mit Kritiken erfüllen, da kommt wahrhaftig nichts Gutes heraus.

Drei Menschen auf einmal verdirbt Verleumdungsgift,
Den, der sie spricht, den, der sie hört, den, so sie trifft.

Das gilt von jedem Klatsch, ob er in der Küche, im Salon, im Kränzchen oder am Viertisch gehalten wird, wenn in ihm dem Nächsten ein Stück von seiner Ehre abgeschnitten wird.

Hilty, der das bekannte Buch „Das Glück“ geschrieben hat, gibt darin den guten Rat: „Laß einmal das Tadeln eine Weile versuchsweise ganz; ermutige und unterstütze überall nach allen Kräften alles Gute und ignoriere das Gewöhnliche und Schlechte als etwas Nichtiges und Vorübergehendes. Vielleicht gelangst du damit zu einem befriedigenden Leben. Es liegt sehr oft alles gerade daran.

„Viele Köpfe, viele Sinne.“
O, wie leicht zum Zank und Streit
Kommen Nachbarn und Gespitze,
Fromme Seelen, Ordensleut'!

Laß das Urteil über andere,
Auf dich selber richt' die Augen,
Immer schmähen, immer schelten
Nur zur Sünde kann es taugen.